

32 Das Interview in der anomalistischen Forschung

Ina Schmied-Knittel, Michael Schetsche

Aus wissenschaftlicher Warte besteht die Besonderheit vieler anomalistischer Phänomene in der Alltagswelt darin, dass sie nicht instrumentell aufgezeichnet oder im Labor reproduziert werden können, sondern ausschließlich über die *Erfahrungen der Betroffenen* und entsprechende *Berichte* zugänglich sind (vgl. Mayer u. Schetsche 2012). Solche Erfahrungen – oder auch die Meinungen von Menschen zu entsprechenden Phänomenen – können ausschließlich über Befragungen wissenschaftlich erhoben werden. Aus diesem Grund stellen **die Befragung bzw. das Interview** eine der wichtigsten Methoden der wissenschaftlichen Anomalistik dar. Manche Forschungsfelder – wie etwa die UFO-Forschung – stehen und fallen weitgehend mit den Berichten von *Augenzeugen* über ihre Beobachtungen. Wenn hier nicht durch Zufall technische Aufzeichnungen (etwa Radardaten oder Fotografien) vorliegen, können die Phänomene selbst ausschließlich *indirekt* aus den Aussagen der UFO-Sichter rekonstruiert werden. Noch mehr gilt dies für die im weitesten Sinne innerpsychischen Erfahrungen, die von Einzelnen gemacht werden und intersubjektiv nur über deren Kommunikate zugänglich sind – also etwa Erfahrungen mit Krisentelepathie oder Wahrträume. Neben ganz konkreten anomalistischen Erfahrungen können mittels der jeweils passenden Interviewmethode auch die Deutung und Bewertung des Erlebten sowie die Einstellung von Menschen(-gruppen) zu entsprechenden Phänomenen und Themenkomplexen erhoben und analysiert werden. Die anomalistische Forschung sollte sich bei

der Durchführung von Interviewstudien an den methodischen und forschungsethischen Standards von Disziplinen wie der Psychologie und Soziologie bzw. der empirischen Sozialforschung orientieren.

32.1 Das Interview im Überblick

32.1.1 Standardisierte Befragungen und qualitative Interviews

Die zentrale Differenzierung in diesem Methodenbereich ist die zwischen **standardisierter Befragung** und gesprächsförmigen, sogenannten **qualitativen Interviews**. Bei der klassischen standardisierten Befragung (für einen Überblick s. Schnell 2012) werden die Erfahrungen und Überzeugungen von Personen mittels eines **Fragebogens** erhoben, der die Formulierung der Fragen, ihre Reihenfolge sowie die Antwortmöglichkeiten und das Interviewerverhalten genau festlegt. Die Fragen werden in direkter Kommunikation (*face to face*) oder auch per Telefon von einem Interviewer gestellt, der den Fragebogen ausfüllt. Alternativ können Fragebögen zum Selbstaussüllen übergeben, verschickt oder auch *online* am Bildschirm ausfüllbar gemacht werden. Das Ziel solcher Befragungen ist es, entweder eine bestimmte Gruppe von Menschen (etwa alle Personen, die in einem Krankenhaus arbeiten) vollständig zu befragen oder von einer größeren Personengruppe einen *repräsentativen* Querschnitt (*Stichprobe*) auszuwählen;

bei letzterem Verfahren sollen die Befragten stellvertretend für die gesamte entsprechende Population, im Extremfall für die (erwachsene) Gesamtbevölkerung einer Gesellschaft stehen. Als typisch für solche Untersuchungen im Bereich der Anomalistik können zur ersten Methode (Vollerhebung) die Befragung der Besucher von Vorträgen zum UFO-Phänomen an baden-württembergischen Volkshochschulen (Wunder u. Henke 2003) gelten, für die zweite Methode die Repräsentativbefragung des IGPP zu außergewöhnlichen Erfahrungen in Deutschland (Schmied-Knittel u. Schetsche 2003).

Die auf diese Weise generierten standardisierten Antworten können mit den unterschiedlichsten *statistischen Verfahren* ausgewertet werden – bei Repräsentativbefragungen steht dabei meist der Zusammenhang zwischen *sozialstrukturellen Variablen* (etwa Alter, Geschlecht, Schulbildung) und den abgefragten Erfahrungen und Überzeugungen im Mittelpunkt des Interesses (vgl. Schnell et al. 2011). Je nach Qualität des Fragebogens (etwa der Eindeutigkeit und Verständlichkeit der Fragen) und der späteren statistischen Auswertung (etwa bezüglich der Berücksichtigung von Scheinkorrelationen) können die Ergebnisse mehr oder weniger valide Aussagen über die Verbreitung der abgefragten Merkmale in der untersuchten Gruppe bzw. Gesamtbevölkerung machen. Der Vorteil solcher Befragungen ist, dass sie – bestenfalls – gut belastbare Daten etwa für die Einstellungen einer Personengruppe zu alternativen Heilmethoden oder auch für die Verbreitung von UFO-Sichtungen in der Gesamtbevölkerung liefern. Als zentraler Nachteil muss gelten, dass solche Befragungen nur solche empirischen Befunde ermöglichen, die von den Untersuchern vorab vorgesehen waren: Was nicht gefragt wurde, kann auch nicht beantwortet werden; vom Antwortschema

abweichende Auffassungen bleiben unbeachtet. Solche systematischen Ausblendungsprozesse versucht man vielfach mittels der Ergänzung der standardisierten durch *offene Fragen* auszugleichen, bei der die Befragten eigene Stichwörter eintragen oder kurze Texte formulieren können. In der Praxis zeigt sich jedoch, dass diese offenen Fragen im Rahmen standardisierter Befragungen vielfach nicht mit der gleichen methodischen Kompetenz und Zuverlässigkeit ausgewertet werden wie die geschlossenen Fragen mittels der üblichen statistischen Verfahren.

Bei der Auswertung können die erhobenen Variablen entweder einzeln und voneinander isoliert betrachtet (univariate Statistik) oder miteinander in Verbindung gebracht und gleichzeitig betrachtet (multivariate Statistik) werden. Dafür existieren eine Reihe statistischer Zusammenhangsmaße und Testverfahren, anhand derer die Daten daraufhin beurteilt werden, ob sie bestimmten Erwartungen bzw. Hypothesen entsprechen. Dabei sollte immer klar sein, anhand welcher Variablen man dies tun kann: Zwischen welchen Variablen wird ein Zusammenhang erwartet? Welche Merkmale sollen sich auf andere Merkmale auswirken? Überhaupt ist ein kritischer Umgang mit den statistischen Ergebnissen unumgänglich, denn es können auch falsche Schlüsse aus den Zahlen gezogen und etwa signifikante Zusammenhänge mit Kausalität verwechselt werden (z. B. je höher die Klapperstorch-Dichte in einem Bezirk, desto höher die Geburtenrate).

Einen völlig anderen Weg der empirischen Annäherung an die soziale Wirklichkeit beschreiten **qualitative Interviews**, bei denen Personen – meist von speziell hierfür geschulten Interviewern oder den Forschern selbst – eine Reihe *offener Fragen* gestellt oder sie auch einfach nur zum „Erzählen“ zu

bestimmten Themen motiviert werden. Aus methodischen Gründen werden solche Interviews in der Regel in der persönlichen Gesprächssituation durchgeführt, wobei die Fragen und Antworten technisch *aufgezeichnet* und später *transkribiert* werden (sollten). Das erhaltene Transkript ist dann Ausgangspunkt der Auswertung. Alternativ können solche Interviews auch per Telefon durchgeführt werden, was jedoch die zusätzliche Protokollierung von nichtverbalen Daten (etwa der Gestik und Mimik des Gegenübers) unmöglich macht. Gelegentlich werden offene Interviews auch in schriftlicher Form (etwa online oder per E-Mail) geführt, was aber den Charakter der erhobenen Daten ändert (etwa weil die Befragten lange über ihr Antwortverhalten nachdenken und an Formulierungen „herumfeilen“ können, was meist unerwünscht ist). Eine erweiterte Form qualitativer Interviews stellen *Gruppendiskussionen* dar, bei denen eine meist kleinere Zahl von Teilnehmern gemeinsam über ein vorab festgelegtes Thema spricht. Die Leitidee dabei ist, dass in solchen Rundgesprächen über die individuelle Erfahrung und Meinung hinausgehende gemeinsame (mithin kulturelle bzw. subkulturelle) Positionen zum Vorschein kommen oder auch erst diskursiv hergestellt werden (müssen).

Im Folgenden werden wir uns auf die Methodik und Problematik qualitativer Einzelinterviews konzentrieren. Deren Vorteile kommen dort zur Geltung, wo eine inhaltliche Phänomenanalyse interessiert, insbesondere dann, wenn es um die Aufdeckung komplexer Strukturen in Bezug auf hochgradig subjektive oder emotional stark besetzte Gegenstände geht, bei denen womöglich noch widersprüchliche bzw. ambivalente Aussagen zu erwarten sind. Hingegen kommen die Stärken standardisierter Befragungen dann zum Tragen, wenn es darum geht,

quantitative Aussagen und statistische Zusammenhänge zu treffen und eine entsprechend große Zahl von Fällen zu erfassen.

32.1.2 Spezielle Formen qualitativer Interviews

Die empirische Sozialforschung unterscheidet nach Anwendungsgebiet und Strukturiertheitsgrad verschiedene Unterformen qualitativer Interviews (Bohnsack et al. 2010; Mey u. Mruck 2010; Lamnek 2010, S. 301 ff.):

Leitfadeninterview: Dies ist ein relativ offener Oberbegriff für eine Gruppe spezifischer Interviewformen (z. B. *fokussiertes Interview*, *problemzentriertes Interview*) und bezeichnet zudem eine bestimmte *Befragungstechnik*. Für Leitfadeninterviews ist charakteristisch, dass dem Interviewer ein Gesprächsleitfaden zur Verfügung steht, in dem das Interviewziel, Themengruppen, die nach Möglichkeit zur Sprache kommen sollen, und eventuell weiterführende Aspekte in Form von Stichpunkten oder Fragevorschlägen festgehalten sind. Methodisch handelt es sich um eine relativ freie, aber thematisch fokussierte und insofern *gesteuerte* Interviewführung (wenn auch die Reihenfolge der Fragen und deren genaue Formulierung den Interviewern freigestellt sind). Um einen Leitfaden entwickeln zu können, sind gute Kenntnisse des Themenbereichs bzw. der Forschungsfrage notwendig. Auch die Interviewführung setzt ein Wissen über den Gegenstandsbereich und entsprechende Relevanzsetzungen auf thematische Schwerpunkte voraus, aus der sich eine strukturierende Befragungstechnik ergibt.

Narratives Interview: Im Unterschied zu Leitfadeninterviews soll sich die Befra-

gungstechnik bei narrativen Interviews mit Nachfragen und Strukturierungsangeboten weitestgehend zurückhalten, um ausführliche Erzählungen der Befragten und die Entwicklung und Entfaltung subjektiver Sinnstrukturen zu fördern. Idealerweise reicht zu Beginn des Interviews eine einzige Frage aus, um die erwünschte Narration beim Befragten zu generieren: die Lebensgeschichte, ein Übergang im Lebensverlauf, ein wichtiges persönliches Ereignis oder eine außergewöhnliche Erfahrung. Nach der ursprünglichen Konzeption von Fritz Schütze (1983) soll dieser – vom Interviewer nicht durch Fragen zu unterbrechende – *Erzählzwang* gewährleisten, dass die Befragten mehr oder weniger wiedergeben, „wie es wirklich war“. Diese Annahme ist allerdings problematisch und unterschätzt die Fähigkeit der Befragten, ihre Erzählungen zu variieren und heikle Punkte (ggf. explizit) zu umschiffen. Insofern kann auch das narrative Interview nicht auf eine Nachfragephase verzichten, in der unklar gebliebene Aspekte oder einzelne (auch *nicht* angesprochene) Punkte durch die Interviewer differenzierend herausgearbeitet werden sollen.

Experteninterview: Interviews mit Experten/-innen werden im Wesentlichen mit zwei Zielen durchgeführt: Entweder sollen Informationen über ein soziales Feld oder eine soziale Institution erhoben werden, über die der Forscher wenig weiß – in diesem Sinne haben die befragten Experten die Rolle des „*Insiders*“ oder *Informanten*. Oder aber es soll untersucht werden, wie im konkreten Untersuchungsfeld *Expertentum* funktioniert. Dann sind die Experten und ihr spezialisiertes Sonderwissen selbst Forschungsgegenstand. In beiden Fällen tritt die Person des Experten in ihrer biografischen Motiviertheit in den Hintergrund; stattdessen zielt das Experteninterview auf den *Wissens-*

vorsprung, der aus der privilegierten Position des Experten in einem Funktionskontext resultiert. Als Erhebungsinstrument wird meist ein leitfadengestütztes Interview verwendet.

32.2 Methodologische Grundfragen und Problemlagen

32.2.1 Vom Erlebnis über die Erinnerung zur Erzählung

Um die **methodologische Qualität** von qualitativen Interviewdaten zu verstehen, muss man analytisch unterscheiden zwischen

- dem – hier im Mittelpunkt des Interesses stehenden – außergewöhnlichen Erlebnis als solchem,
- der auf Basis dieses Erlebnisses ausgebildeten persönlichen Erfahrung sowie
- der Erinnerung an diese Erfahrung (die etwa durch entsprechende Interviewfragen aktiviert wird).

Zu einer erinnerbaren und kommunizierbaren Erfahrung wird ein Erlebnis erst durch einen Akt der *Deutung*, in dem das Erleben in einen verstehbaren Sinnzusammenhang gerückt, als solches erklärt oder eben auch als (zunächst) unerklärbare *außergewöhnliche Erfahrung* kognitiv gerahmt wird. Interpretationen des Erlebten erfolgen dabei in aller Regel durch überindividuelle, kulturell geprägte *Deutungsmuster* (vgl. Plaf u. Schetsche 2001). Die Kollektivität der Deutungen stellt dabei sicher, dass die Erfahrung zu einem späteren Zeitpunkt kommuniziert werden kann. Was im Interview erhoben wird, sind mithin nicht nur die individuellen Erlebnisse von Betroffenen, sondern gleichzeitig auch die sich in der subjektiven

Deutung ausdrückenden Individualformen einer *kulturellen Interpretation* der entsprechenden Phänomene.

Es kommt hinzu, dass viele der im Bereich der Anomalistik erhobenen Aussagen in einem deutlichen zeitlichen Abstand zu den berichteten Erlebnissen selbst entstehen; dies wirft Fragen nach dem „*Quellenwert*“ *individueller Erinnerungen* auf. Fragen nach den Grenzen des Gedächtnisses generell und nach der Erinnerungsfähigkeit bezüglich eines konkret interessierenden Ereignisses sind zentraler Angelpunkt der Kritik an Interviews mit Augenzeugen. Deren Erinnerungen, so heißt es, seien eine heikle Quelle, da Gedächtnisinhalte regelmäßig durch spätere Erlebnisse und Verarbeitungen oder durch nachfolgende abweichende Bewertungen überlagert und verändert werden. Methodologisch unbestritten ist, dass *retrospektive* Interviewaussagen niemals „Reproduktionen von Vergangenen, sondern stets Neuproduktionen einer operativen Gegenwart“ sind, die schlussendlich „eine neue Wirklichkeit“ hervorbringen (Nassehi 1994, S. 53). Trotzdem wird zumindest in der qualitativen Sozialforschung davon ausgegangen, dass retrospektive Interviews ein ebenso unverzichtbares wie methodisch valides Erhebungsinstrument sind – jedenfalls dann, wenn die entsprechenden Prozesse bekannt sind und reflexiv mitberücksichtigt werden (Helffferich 2011). Sowohl bei der Führung als auch bei der Auswertung der entsprechenden Interviews ist deshalb zu beachten, dass die Aussagen über außergewöhnliche Erfahrungen nicht mit diesen Erfahrungen selbst identisch sind.

In welchem Umfang und mit welcher Stoßrichtung es zu rekonstruktiven Umarbeitungen eigener Erlebnisse im Prozess des Erinnerns gekommen sein könnte, ist beim Interview selbst und bei dessen Auswertung

nur schwer zu entscheiden. Die Frage, was „wirklich“ geschah, ist folglich regelmäßig *nicht* zu beantworten (und verlässt auch das mittels Interviewstudien zugängliche Realitätssegment). Interviews über außergewöhnliche Erfahrungen sagen mithin aus methodologischen Gründen weniger über die Realität der entsprechenden Phänomene aus als darüber, was der oder die Interviewte vor dem Hintergrund kultureller Deutungen und der eigenen biografischen Entwicklung zum Zeitpunkt der Befragung über seine damaligen Erlebnisse denkt; dies macht die entsprechenden Interviews allerdings phänomenologisch keineswegs wertlos (vgl. explizit Mayer u. Schetsche 2012, S. 280). Darüber hinaus ist bei einer Vielzahl geführter Interviews vieles über die gesellschaftlich dominierenden Deutungen der entsprechenden Phänomene zu erfahren – bei den Gesprächen sollten deshalb nicht nur die individuellen Erlebnisse und die aus ihnen generierten Erfahrungen, sondern immer auch die hier eine Rolle spielenden kulturellen Deutungsmuster analytisch die notwendige Aufmerksamkeit erhalten. Individuelles Erleben und kulturelle Deutung bilden in aller Regel einen untrennbar verbundenen Corpus von gleichzeitig *individuellem wie überindividuellem Erfahrungswissen*.

32.2.2 Phänomenorientierte versus subjektorientierte Fragestellung

Im „Normalfall“ des anomalistischen Interviews geht es um einzelne Erfahrungen bzw. beobachtete Phänomene – etwa UFO-Sichtungen, Erscheinungen von Verstorbenen oder auch Nahtod-Erlebnisse. In diesem Fall sind **themenzentrierte bzw. fokussierte Interviews** die Methode der Wahl. Im Mittel-

punkt solcher leitfadenorientierten Befragungen von *Zeugen* (im weitesten Sinne des Wortes) steht das Erleben in der oder den konkreten Situationen. Etwa: Was wurde über welche Sinneskanäle wahrgenommen? Welche Einzelheiten werden erinnert und was für Veränderungen hat es während der Wahrnehmung gegeben? Wie war der psychische Zustand des Zeugen in der betreffenden Situation? Weitere Fragen beziehen sich beispielsweise auf die unmittelbare und auch auf die spätere Deutung des Erlebnisses: Warum wurde das Phänomen überhaupt als Besonderheit (eben im Sinne einer sogenannten außergewöhnlichen Erfahrung) wahrgenommen? Mit wem wurde später über das Ereignis und dessen Interpretation gesprochen? Bei Interviews dieser Art stehen letztlich nicht die Befragten selbst, sondern ihre konkreten Erfahrungen mit *spezifischen Phänomenen* im Mittelpunkt des Forschungsinteresses. Dabei treten all jene erkenntnistheoretischen Grundprobleme auf, die oben diskutiert worden sind; entsprechend ist die Bedeutung solcher Aussagen für die Bestimmung der ontologischen Realität eines (möglichen) Ereignisses zu relativieren. Bei aller notwendigen kritisch-analytischen Distanz zu den Aussagen von selbstdeklarierten Betroffenen sollte deren lebensweltliche Expertise jedoch zunächst grundsätzlich anerkannt und nur ausnahmsweise infrage gestellt werden (s. Kasten „Zur Glaubwürdigkeit von Betroffenen und Zeugen“).

Wenn eine Untersuchung hingegen nicht auf Einzelerfahrungen und -phänomene, sondern auf deren Einbettung in längere, lebensgeschichtliche Zusammenhänge abzielt – etwa auf die Strategien der biografischen Bewältigung außergewöhnlicher Erfahrungen (s. hierzu exemplarisch Schäfer 2012) –, ist die offenere Form des **narrativ-biografischen Interviews** geeigneter. Sie räumt den

Befragten einen maximalen Freiraum bei ihren Erzählungen ein. Dies generiert meist zwar deutlich mehr Aussagen, die sich womöglich nicht alle im Themenspektrum der Leitfragen der Untersuchung bewegen, kann gleichzeitig aber auch Zusatzinformationen oder gar gänzliche neue Sichtweisen auf das Untersuchungsgebiet liefern, die im ursprünglichen Untersuchungsplan so gar nicht vorgesehen waren und deshalb einen außerordentlichen Erkenntnisgewinn bedeuten. Bei einer solchen Perspektive rücken anomalistische Fragestellungen im engeren Sinne allerdings oftmals in den Hintergrund: Es geht nicht mehr um die außergewöhnlichen Phänomene, sondern um die Menschen und Menschengruppen, die Entsprechendes wahrgenommen bzw. erlebt haben. Die eher seltenen, in der Auswertung sehr aufwendigen anomalistischen Studien dieser Art reihen sich dann in allgemeine psychologische oder auch sozialpsychologische Untersuchungen – etwa zur Bewältigung von Lebenskrisen – ein.

Zur Glaubwürdigkeit von Betroffenen und Zeugen

Immer wieder wird in der anomalistischen Forschung eine *Beurteilung der Glaubwürdigkeit* von Zeugen außergewöhnlicher Phänomene verlangt – etwa mit Verweis auf die Praxis der forensischen Aussagenpsychologie. Aus gutem Grund werden in Gerichtsverfahren an die Begutachtung der Glaubwürdigkeit von Zeugen außerordentlich hohe Ansprüche gestellt – von Forschenden im Bereich der Anomalistik zu verlangen, sich an den dort zum Einsatz kommenden Standards zu orientieren, ist methodisch schon deshalb verfehlt, weil ihnen dazu in aller Regel die fachpsychologische Kompetenz fehlt. Es ist deshalb davon abzuraten, der Frage nach der Glaubwürdigkeit eines Zeugen im Kontext von anomalis-

tischen Befragungen und Falluntersuchungen – außerhalb intuitiver Einschätzung, über die wir als Subjekte der Lebenswelt allesamt mehr oder weniger verfügen – größere Aufmerksamkeit zu schenken. Dass der Frage nach der Glaubwürdigkeit der Berichtstatter gerade bei außergewöhnlichen Erfahrungen (etwa in der UFO-Forschung) ein so hoher Stellenwert beigemessen wird, verweist auf die kulturelle bzw. öffentliche Ablehnung, die Menschen mit entsprechenden Erfahrungen vielfach entgegengebracht wird (vgl. Kap. 25). Die Forderung nach einer besonderen Glaubwürdigkeitsuntersuchung transportiert einen *impliziten Betrugsvorwurf*. Zwar ist die vorsätzliche Täuschung, auf die mit dieser Frage meist abgestellt wird, eine der möglichen Fehlerquellen von Untersuchungen – dieses Problem tritt allerdings von seiner Häufigkeit wie von seiner strukturellen Relevanz her, verglichen mit dem oben diskutierten grundlegenden Problem der Wirklichkeitskonstruktion durch Erinnern, deutlich in den Hintergrund.

32.3 Ablauf einer typischen Interviewstudie

32.3.1 Fragestellung der Untersuchung und Konzeption des Forschungsdesigns

Die Auswahl und *Identifikation einer wissenschaftlichen Fragestellung* richtet sich einerseits nach Nützlichkeits- und Machbarkeitsüberlegungen, andererseits nach den Interessen des jeweiligen Forschers oder der Forscherin und nicht zuletzt nach der wissenschaftlichen und praktischen Relevanz des Untersuchungsziels und dessen spezifischem Beitrag zum Forschungs- bzw. Erkenntnisstand. Fragestellungen lassen sich z. B. auf die Wahrnehmung von (aktuellen

oder historischen) Ereignissen, Diskursen oder sozialen Problemen zurückführen oder entstehen aufgrund der Kenntnisse wissenschaftlicher Annahmen (Theorievergleiche, Modellentwicklungen, Forschungslücken). Mögliche Fragen bei Interviewstudien sind, neben den genannten Arten, regelmäßig auch solche, die nach Typen, Strukturen, Prozessen, Bedingungen, Konsequenzen, Strategien, Handlungsmustern, Lebensstilen, Überzeugungen von Personen oder Gruppen forschen wollen.

Liegt das Thema im Groben fest, sollte in der Literatur nachgeforscht werden, was darüber schon bekannt ist. Die Literaturrecherche sollte ergeben, an welchen Teilaspekten des Themas bereits gearbeitet wurde, wo Forschungslücken liegen und welche Fragestellungen ergiebig und machbar sein dürften. Daraufhin sollte das Thema so weit eingeeengt werden, dass ein Untersuchungsziel zum Vorschein tritt, das einerseits von erheblichem Interesse (für die Wissenschaft und/oder Öffentlichkeit) ist und andererseits eine empirische Untersuchung unter den gegebenen Rahmenbedingungen gestattet.

32.3.2 Operationalisierung der Fragestellung: Interviewleitfaden

Aus dem Forschungsstand werden in der Regel bestimmte Annahmen abgeleitet, die der eigenen Untersuchung zugrunde gelegt werden. Dieser *theoretische Rahmen* enthält zentrale Konzepte und Begriffe, die **operationalisiert**, d.h. messbar gemacht und in konkrete Interviewfragen transformiert werden müssen. Will man etwa die „spirituellen Effekte von Nahtod-Erfahrungen“ in einer Interviewstudie untersuchen, sind diese nicht direkt zu beobachten, sondern man muss überlegen, wie das Untersuchungsziel

methodisch erfasst werden kann und wie deren komplexe und mehrdimensionale Inhalte in Themenbereiche und Interviewfragen transformierbar sind.

Bei der Konzipierung eines entsprechenden Interviewleitfadens sind einige Prinzipien zu beachten. Grundlegend gilt, dass der Leitfaden aus der Untersuchungsfrage abgeleitet wird. Nur wer weiß, was er herausbekommen möchte, kann auch danach fragen. Prinzipiell sollte auf eine gut abgestimmte Fragen- und Themenfolge geachtet werden, sodass der Aufbau des Leitfadens einen roten Faden aufweist (= *Makroplanung*). Dabei bietet es sich an, zu Beginn vorrangig leicht zu beantwortende, weniger persönliche Themenbereiche zu planen, um den Befragten den Einstieg zu erleichtern. Die Erfragung sensibler und schwieriger Themen erfolgt eher am Ende des Interviews, um die Motivation der Interviewten nicht negativ zu beeinflussen. In der *Mikroplanung* werden die Inhalte zu den einzelnen Themenkomplexen spezifiziert, die einzelnen Themenbereiche in Schlüssel- und Unterfragen strukturiert und schließlich die Formulierungen der Fragen präzisiert.

32.3.3 Untersuchungssample: Auswahl der zu befragenden Personen

Bei der Planung des Untersuchungsdesigns ist zu entscheiden, welcher Personenkreis sich überhaupt für die Interviewphase eignet bzw. für das Untersuchungsziel ergiebig ist und wie der Zugang zu diesen „Zielpersonen“ gesichert werden kann. Die entsprechende *Stichprobe* kann in qualitativen Interviewstudien im statistischen Sinne nie repräsentativ sein; gleichwohl stehen mehrere Verfahren zur Verfügung, die si-

cherstellen, dass die gewonnenen Ergebnisse über den Einzelfall hinausreichen und auf Verallgemeinerbares verweisen. So eignet sich beispielsweise das „*theoretical sampling*“ (nach Glaser u. Strauss 2010) wegen seines ergebnisoffenen Vorgehens insbesondere für explorative Studien, in denen noch sehr wenig über das Forschungsfeld bekannt ist. Fallauswahl, Datenerhebung und Auswertung laufen hier synchron bzw. „verschachtelt“ ab, d.h. die aus der Analyse des ersten Falls gewonnenen Lesarten und Fragen leiten die Auswahl nachfolgender Fälle an. Ein anderes Auswahlverfahren stellen *selektive Stichprobenpläne* dar, bei denen das angepeilte Untersuchungssample sowohl in Bezug auf seine Größe als auch hinsichtlich seiner als relevant erachteten Merkmale *vor* der Erhebungsphase festgelegt wird, etwa hinsichtlich „klassischer“ Sozialmerkmale der potenziellen Interviewpartner wie Alter, Geschlecht, Bildung, Religiosität usw.

Bei der konkreten Auswahl von Interviewpartnern spielen letztlich immer auch *forschungspraktische Erwägungen* eine Rolle, insbesondere Fragen nach der Verfügbarkeit, Zugänglichkeit und Interviewbereitschaft geeigneter Informanten. Unter Umständen kann es schwierig sein, Gesprächspartner zu finden; dann kommen z.B. folgende *Rekrutierungsstrategien* zum Einsatz (vgl. Helfferich 2011, S. 155):

- **Schneeballverfahren**, d.h. eine bereits interviewte Person gibt Hinweise auf weitere potenzielle Informanten usw.,
- **Gatekeeper**, also Schlüsselpersonen und Insider des Untersuchungsfeldes, die Kontakte vermitteln,
- **Zeitungsannoncen oder Onlineaufrufe**, d.h. die Aufforderung zur Selbstmeldung,
- **soziales Netzwerk**, also die Mobilisierung eigener sozialer Kontakte.

32.3.4 Durchführung der Interviews

Ehe die Interviews bestritten werden können, muss den zu interviewenden Personen *im Vorfeld* mitgeteilt werden, um *was* es im Interview gehen soll (Thema und Zweck der Forschungsarbeit), *wer* hinter dem jeweiligen Forschungsprojekt steht (also der mögliche Auftraggeber oder die Forschungseinrichtung) und *was* mit den gewonnenen Informationen bzw. Daten passiert (Veröffentlichung, Datenschutz, Anonymisierung). Hinsichtlich der genannten Aufklärungsaspekte über Ziele und Hintergrund der Studie spricht man vom sog. **informed consent** (= informierte Einwilligung). Die entsprechenden Informationen können entweder in einem eigenen Vorgespräch (auch telefonisch oder per E-Mail) oder als Vorspann vor dem eigentlichen Interview stattfinden.

Generell sollte eine offene und flexible Form der Interviewführung und eine flexible und **unbürokratische Handhabung des Leitfadens** angestrebt werden. In diesem Sinne sollte der Leitfaden lediglich als Orientierungshilfe und Gedächtnisstütze dienen, der die Interviewsituation strukturiert und den Interviewern hilft, nichts zu vergessen. Keinesfalls sollte der Forscher sich daran „festklammern“ und thematische Schwerpunktsetzungen seitens der Befragten oder deren Erzählfluss unterbrechen oder gar unterbinden. Gleichwohl sollte die Interviewführung einer gewissen (sequenziellen) Logik folgen. Demnach beginnt das Interview in der Regel mit einer „Anwärmphase“ und Fragen, die für die Interviewpartner leicht zu beantworten sind und keinen heiklen Gegenstand betreffen. Danach kann der Leitfaden situationsflexibel durchgearbeitet werden, wobei den subjektiven Themensetzungen und Relevanzstrukturierungen der Gesprächspartner weitge-

hend Rechnung zu tragen ist. Hingegen sind eine konfrontative Interviewführung und Suggestivfragen zu unterlassen und die Persönlichkeitsrechte der Befragten sowie deren **Datenschutz** zu beachten, d. h. deren Anonymität zu wahren und auch bei der Auswertung und Ergebnisdarstellung den Rückschluss auf Einzelpersonen zu vermeiden.

Die Fähigkeit, Interviews durchzuführen, wird oft als eine selbstverständliche Qualifikation angesehen. Dies ist aber nicht der Fall – **Probeinterviews und Interviewtraining** sind unumgänglich. Zudem gilt es im Kontext anomalistischer Fragestellungen zu bedenken, dass Erzählungen über paranormale und andere außergewöhnliche Erfahrungen von den Betroffenen oftmals in einem speziellen, äußerst *vorsichtigen Kommunikationsstil* („geschützte Kommunikation“) berichtet werden, was damit zu tun hat, dass die entsprechenden Phänomene in wissenschaftlich geprägten Gesellschaften wie der unseren recht skeptisch betrachtet werden (s. Abschn. 32.4).

Eine Übersicht über Regeln und Arbeitsschritte des Leitfadeninterviews zeigt der Kasten „Grundsätze anomalistischer Interviewführung“.

Grundsätze anomalistischer Interviewführung

- Motivation auf Interviewziel wecken, Hintergründe darlegen und Einverständniserklärung einholen
- Garantie des Schutzes vor Missbrauch der gegebenen Informationen (Datenschutz bzw. Schweigepflicht)
- für angenehme und anregende Gesprächssituation sorgen und vertrauensvolle, sachbezogene Atmosphäre schaffen
- guter Überblick über den Leitfaden und dessen flexible Handhabung

- non-direktive Gesprächshaltung
- Bereitschaft zum Einlassen auf die „innere Welt“ des Interviewten
- Nachfragen bei möglichen Missverständnissen, professioneller Umgang mit Verständigungsbarrieren und Gesprächskrisen
- genaue Aufzeichnung und Protokollierung des Gesprächs sowie forschungsrelevanter Kontextinformationen
- möglichst *vermeiden*: Ja/Nein- und Suggestivfragen, Fachjargon, „Leitfadenbürokratie“, ins Wort fallen, eigene Bewertungen

32.3.5 Auswertung und Interpretation

Für die Erhebungsmethode „Leitfadeninterview“ existiert kein festgelegtes Verfahren. Welche konkrete der in der Forschungsliteratur dargelegten Methoden, etwa *Qualitative Inhaltsanalyse* (Mayring 2008), *Theoretisches Codieren* (Glaser u. Straus 2010) oder *Objektive Hermeneutik* (Ley 2010) gewählt wird, hängt vom Untersuchungsdesign und der Forschungsfrage ab und beispielsweise davon, ob Hypothesen aus dem Material heraus generiert oder vorab ersonnene Hypothesen überprüft werden sollen. Die genannten Verfahren zerlegen den Auswertungsprozess in einzelne Phasen oder Stufen und definieren ein bestimmtes Prozedere der Codierung, der Kategorienbildung, Typisierung etc.

Grundsätzlich geht es bei der Auswertung um Überlegungen und Darstellungen der empirischen Einzeldaten in Bezug auf mögliche Generalisierungen, also um die Frage, ob das, was man an einem Einzelfall bzw. an mehreren untersuchten Einzelfällen festgestellt hat, nur für diesen Fall bzw. diese Fälle zutrifft oder ob sich daran etwas **Allgemeines, Systematisches oder Gesetzmäßiges** zeigen lässt, das über die Stichprobe hinaus-

geht – eine Frage, die letztlich auch den theoretischen Ertrag und die wissenschaftliche Relevanz der Forschungsarbeit bestimmt. Das Schließen von den (Einzel-)Ergebnissen auf größere Zusammenhänge ist ein anspruchsvolles, *prozessurales Verfahren* und nicht ohne weiteres als Schritt-für-Schritt-Anleitung abzuhandeln. Ein gängiges sozialwissenschaftliches Programm ist die *Typenbildung*, ein Verfahren, bei dem das, was man in der Empirie findet, verglichen und verdichtet und schließlich zu idealen Ausprägungen zugespitzt wird, etwa zu „Mustern“ religiöser Biografien oder zu spezifischen Typen außergewöhnlicher Erfahrungen (Kluge 1999). Dabei kann es zweifellos nicht um statistische Fragen im Sinne von Häufigkeiten und Verteilungen gehen, aber als eine qualitative Strategie der Verallgemeinerung trägt Typenbildung zur Erhöhung der *Reichweite* theoretischer Erklärungsansätze in der qualitativen Sozialforschung bei. Die intersubjektiv nachvollziehbare Verfahrensdokumentation, die argumentative Interpretationsabsicherung und hinreichende Textbelege für die entwickelten Typen- und Theoriekonstrukte liefern die Grundvoraussetzungen, mit denen die eigene Wissenschaftlichkeit, Güte und Geltung anomalistischer Fragestellungen gleichermaßen legitimiert wie objektiv beurteilt werden können.

32.4 Besonderheit anomalistischer Interviews: das Phänomen der geschützten Kommunikation

Bei der Interviewführung, insbesondere aber bei der Auswertung der transkribierten Interviews, ist zu beachten, dass Erzählungen über paranormale und andere außergewöhnliche Erfahrungen in szientistisch ge-

prägen Gesellschaften wie der unseren von den Betroffenen oftmals in einem speziellen Modus berichtet werden, den wir (vgl. Schetsche u. Schmied-Knittel 2003) **geschützte Kommunikation** nennen. Dieser Narrationsstil ist durch drei Merkmale gekennzeichnet.

Betonung des eigenen „Normalitätsstatus“: In antizipativer Vorwegnahme stigmatisierender Zuschreibungen der Umwelt versichern die Erzähler immer wieder sehr nachdrücklich, zum Zeitpunkt ihrer Erfahrung bei ungetrübtem Bewusstsein („nüchtern“, „wach“ etc.) gewesen zu sein. Sie weisen außerdem explizit darauf hin, dass sie keineswegs verrückt wären, und „eigentlich auch nicht an solche Dinge glauben würden“. Damit grenzen sie sich nicht nur von naiven oder leichtgläubigen Zeitgenossen ab, sondern versuchen auch einer drohenden Pathologisierung entgegenzutreten.

Intersubjektive Validierung der Erfahrung: In den Berichten wird auf die Auffassungen Dritter Bezug genommen, auf Personen, die entweder ähnliche Erfahrungen gemacht haben, über die geistige Gesundheit des Erzählers Auskunft geben können oder als Experten irgendeiner Art (etwa als Ärzte oder Priester) die heterodoxe Deutung mit ihrer Fachmeinung unterstützen. Dies normalisiert nicht nur die eigene Erfahrung, sondern stellt auch eine – zumindest rudimentäre – intersubjektive Evidenz des Erlebten her.

Plausibilisierung durch Negation: Schließlich werden verschiedene orthodoxe Deutungen des eigenen Erlebnisses angeführt, nur um aufgrund Plausibilitätsmangels sofort wieder verworfen zu werden. Damit soll belegt werden, dass die Erzähler sich nicht leichtfertig für eine heterodoxe Interpretation

entschieden haben. Der argumentative Ausschluss alltäglicher Erklärungen signalisiert dem Gegenüber, dass man zu der nun vertretenen anomalistischen Deutung nur gelangt ist, weil alle anderen in Betracht gezogenen „natürlichen“ (sprich alltäglichen) Ursachen ausgeschlossen werden *mussten*.

Hintergrund dieser häufig vorzufindenden, besonders „abgesicherten“ Form des Sprechens über eigene Erfahrung ist, dass die Berichterstatter wissen oder zumindest ahnen, dass sie sich mit ihren Berichten in einen Erfahrungs- und Wissensbereich vorwagen, der im Widerspruch zu dem vorherrschenden szientistischen Weltbild steht, dass das von ihnen Erlebte in unserer Gesellschaft mithin als *abweichend* angesehen wird oder zumindest werden könnte. Ihnen ist klar, dass Anhänger *paranormal*er Deutungen nicht nur durch die mediale Öffentlichkeit regelmäßig der Lächerlichkeit preisgegeben werden (vgl. Kap. 5), sondern unter Umständen auch von Instanzen sozialer Kontrolle als therapiebedürftig klassifiziert und schlimmstenfalls psychiatrisiert werden können (vgl. Wooffitt 1994; Schetsche 2013). Folge dieser prinzipiell realitätsgerechten Risikowahrnehmung sind Erzählungen im Modus jener geschützten Kommunikation. Dieser kulturelle Kontext ist nicht nur bei der Steuerung des Interviewverlaufs zu beachten, etwa indem den Berichterstattern an passender Stelle signalisiert wird, dass Erfahrungen wie die ihren fachlich durchaus bekannt sind – und auch, indem deutlich gemacht wird, dass es keinesfalls um eine Bewertung oder gar Pathologisierung ihrer Aussagen geht. Bei der Auswertung der Interviews ist entsprechend darauf zu achten, dass die Relativierung oder gar sprachliche Neutralisierung von Aussagen nicht zwangsläufig ein Zeichen der Unsicherheit bezüglich des Erlebten sein müssen, sondern es

sich ebenso gut um Signale der Unsicherheit bezüglich der Reaktionen des Gegenübers (als vermeintlicher Vertreter der wissenschaftlichen „Rationalitätskontrolle“) handeln kann.

Zur vertiefenden Lektüre

- Helfferrich C. Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. Wiesbaden: VS Verlag 2011.
- Lamnek S. Qualitative Sozialforschung: Lehrbuch. Weinheim: Beltz 2010.
- May G, Mruck K. Handbuch der Qualitativen Forschung in der Psychologie. Wiesbaden: VS Verlag 2010.
- Pryzborski A, Wohlrab-Sahr M. Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München: Oldenburg 2008.

Literatur

- Bohnsack R, Marotzki W, Meuser M (Hrsg). Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Ein Wörterbuch. Stuttgart: UTB 2010.
- Glaser B, Strauss A. Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern: Huber 2010.
- Kluge S. Empirisch begründete Typenbildung. Opladen: Leske + Budrich 1999.
- Ley T. Einführung in die Methode der objektiv-hermeneutischen Sequenzanalyse. Frankfurt a. M.: Verlag für Polizeiwissenschaft 2010.
- Mayer G, Schetsche M. Die Beobachtung anomalistischer Phänomene in Lebenswelt und Labor. In: Ambach W (Hrsg). Experimentelle Psychophysiologie in Grenzgebieten. Würzburg: Ergon 2012; 273–92.
- Mayring P. Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim: Beltz 2008.
- Mey G, Mruck K. Interviews. In: Mey G, Mruck K (Hrsg). Handbuch der Qualitativen Forschung in der Psychologie. Wiesbaden: VS Verlag 2010; 423–35.
- Nassehi A. Die Form der Biographie. Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht. BIOS 1994; 7 (1): 46–63.
- Plaf C, Schetsche M. Grundzüge einer wissenssoziologischen Theorie sozialer Deutungsmuster. sozial. sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung 2001; Heft 3/2001: 511–36.
- Schäfer C. Außergewöhnliche Erfahrungen. Konstruktion von Identität und Veränderung in autobiographischen Erzählungen. Berlin: LIT-Verlag 2012.
- Schetsche M. Pathologization as strategy for securing the Wirklichkeit. The example of paranormal experiences. In: Dellwing M, Harbusch M (Hrsg). Krankheitskonstruktionen und Krankheitstreiber. Die Renaissance der soziologischen Psychiatriekritik. Wiesbaden: Springer VS 2013; 271–86.
- Schetsche M, Schmied-Knittel I. Wie gewöhnlich ist das Außergewöhnliche? Eine wissenssoziologische Schlußbetrachtung. In: Bauer E, Schetsche M (Hrsg). Alltägliche Wunder. Erfahrungen mit dem Übersinnlichen – wissenschaftliche Befunde. Würzburg: Ergon 2003; 171–88.
- Schmied-Knittel I, Schetsche M. Psi-Report Deutschland. Eine repräsentative Bevölkerungsumfrage zu außergewöhnlichen Erfahrungen. In: Bauer E, Schetsche M (Hrsg). Alltägliche Wunder. Erfahrungen mit dem Übersinnlichen – wissenschaftliche Befunde. Würzburg: Ergon 2003; 13–38.
- Schnell R. Survey-Interviews: Methoden standardisierter Befragungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2012.
- Schnell R, Hill PB, Esser E. Methoden der empirischen Sozialforschung. München: Oldenburg 2011.
- Schütze F. Biographieforschung und narratives Interview. Neue Praxis 1983; 13(3): 283–93.
- Wooffitt R. Analysing verbal accounts of spontaneous paranormal phenomena: a sociological approach. European Journal of Parapsychology 1994; 10: 45–65.
- Wunder E, Henke R. Menschen mit UFO-Sichtungserfahrungen. Eine Umfrage unter 447 Besuchern von Volkshochschul-Vorträgen zum UFO-Phänomen. Zeitschrift für Anomalistik 2003; 3: 112–3.